



[Nachdruck verboten.]

Der Amerikaner.

Original-Roman von Jenny Hirsch.

„Dann — dann —.“ Er warf sich auf einen Stuhl und stöhnte laut.

„Arme Adelheid, arme Marianne, ich hatte es für Euch so ganz anders im Sinne. Ich hoffte, Ihr solltet mir Schwieger-söhne zuführen, die es sich zur Ehre anrechneten, Theilnehmer des Hauses Christian Nagel zu sein, es zu erhöhterer Bedeutung zu bringen. Alles vorbei! Marianne wird ihre Jugend bei meiner kränkenden, launenhaften Schwester vertrauern müssen, und Adelheid — Adelheid, wiederholte Frau Nagel und in ihren Augen blitzte es, als steige ihr ein erlösender Gedanke auf — Adelheid wird uns aus allen diesen Wirren befreien.“

„Wie meinst Du das?“ fragte er verwundert.

Frau Nagel hatte jetzt wieder jenes Lächeln der Ueberlegenheit, das sie ihrem Manne nach Anfällen seiner Wuthlosigkeit zu zeigen pflegte. „Wenn Porter in unserem Hause war, sahest Du ihn nur darauf an, ob er der Sohn Deines Heinrich Falkner sei und hattest kein Auge für andere Vorgänge; ich habe mehr beobachtet.“

„Was?“

„Das große Interesse, das Adelheid ihm einflößt, den tiefen Eindruck, den sie vom ersten Augenblick, wo er sie gesehen, auf ihn gemacht hat. Wenn Du in ihm den gewünschten Schwiegerjohn fändest?“

„Marie!“ Er rief es mit weit geöffneten Augen, mit gefalteten Händen und einem Aufathmen, als löse sich eine schwere Last von seiner Brust. „Wenn das möglich wäre!“

„Porter hat fallen lassen, er sei vielleicht nicht abgeneigt, ganz in Deutschland zu bleiben.“ fuhr Frau Nagel fort und nahm wieder neben ihrem Manne Platz, dessen Hand in der ihrigen haltend.

„Wenn er Adelheid heirathete und in Dein Geschäft träte.“

„Auf diese Weise würde ich Alles ordnen.“ unterbrach sie Nagel, in dem jetzt der optimistische Spekulant wieder die Oberhand gewann, „er würde mich nicht drängen, die Sache bliebe unter uns.“

„Gewiß, gewiß.“ bestätigte sie.

Schon beschlichen ihn aber wieder Zweifel.

„Du täuschst Dich; Porter wird nicht wollen.“

„Traue doch meinem Scharfblick. Ich weiß, was ich gesehen habe.“

„Und Adelheid?“

Unwillkürlich drückte Frau Nagel die Hand auf das Herz. Es krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, welches Opfer sie der geliebten Tochter zumuthen müsse. So unzufrieden sie sich mit Adelheids Neigung zu Wilde gezeigt, so ausichtslos war es ihr dargestellt, je die Einwilligung des Vaters zu einer solchen Verbindung zu erlangen, hatte sie doch die bestimmte Hoffnung gehabt, Adelheids Wünsche eines Tages erfüllen und ihren Gatten der Heirath geneigt machen zu können. Nun war das vorüber. Adelheid mußte dem Geliebten entgehen, mußte Porters Frau werden, und man hatte alle Ursache, dem Schicksal, wenn eine solche Fügung eintrat, innig dankbar zu sein.

„Sie wird wollen“, sagte sie nach ganz unmerklichen Zögern mit fester Stimme, „dafür laß mich nur sorgen, und was könnte sie auch an Porter aussetzen haben? Er gefällt allgemein.“

„Junge Mädchen sind unberechenbar!“ seufzte endlich der Bankier.

„Ueberlaß das mir.“

„Es hat mir scheinen wollen, als habe sie eine Neigung“, fuhr er fort.

„Die ich ihr ein für alle Mal als hoffnungslos dargestellt habe, da ich Deine Ansichten kannte. Ich wußte, Du würdest

die Deine Einwilligung zu einer Heirath Adelheids mit einem vermögenslosen adligen Offizier geben.“

„Also doch Wilde!“ jagte er, mit der Hand die Augen bedeckend. „Das arme Kind, aber ich hätte es nie zugeben können, nie zugeben dürfen; auf dem schwankenden Grunde, auf dem mein Haus aufgebaut war, dürfte ich nicht noch das ihre errichten! Dennoch, wenn dieser Porter nicht gekommen wäre, vielleicht hätte ich mich noch dazu entschlossen!“

„Das ist nun vorbei, muß vorbei sein!“ sagte Frau Nagel traurig.

Ihr Gatte machte einen Gang durchs Zimmer und sagte dann vor ihr stehend bleibend: „Marie, wir haben noch eine Tochter, wenn wir sie kommen lassen?“

„Und Du glaubst meine arme, schlächte Marianne könne Adelheid bei Porter ausfinden?“ entgegnete sie mit einem bitteren Lächeln. „Du möchtest ihm Lea statt Rachel geben.“

„Wer weiß, ob er Rachel will“, sagte er zweifelnd.

„Darüber sei ruhig; Adelheid gefällt ihm“, antwortete sie zuversichtlich, „und für das Uebrige laß mich sorgen, vorausgesetzt, daß Porter wirklich der ist, für welchen Du ihn hältst.“

„Er ist es und die Gewißheit werde ich morgen haben.“ Bis dahin schweigt Du, o, es ist so furchtbar, bloßgestellt zu sein vor den eigenen Kindern!“

„Verlaß Dich auf mich“, wiederholte sie und verließ mit einem verheißenden Händedruck das Zimmer; sie fühlte, daß sie mit ihrer Kraft zu Ende sei.

„Mein Kind, mein Kind! Adelheid muß das Opfer werden! O jede Schuld rächt sich auf Erden!“ stöhnte Nagel ihr nachschauend und sank wie vernichtet zusammen — — —

VI.

Roland Porter hatte sich mit der vollen Frische seiner gefunden, unverdorbenen Natur in den Strom des Berliner Lebens geworfen und plätscherte munter darin. Hatte auch die eigentliche Saison noch nicht begonnen und waren ihm aus den Säulern, in welchen er seine Karten und Empfehlungsbriefe abgegeben, noch keine Einladungen zugegangen, so gab es für einen lebenslustigen und gemüthlichen jungen Mann doch Zerstreungen in Hülle und Fülle. Er besuchte Abends der Reihe nach die verschiedenen Theater, speiste in den feinsten Restaurants, flanierte im Thiergarten und unter den Linden, nahm die Sehenswürdigkeiten in Augenschein, fuhr zu den Rennen, machte Ausflüge in die Umgegend und fand oft genug den Tag und einen Theil der Nacht zu kurz, um alles, was auf seinem Programme gestanden, auch wirklich zu unternehmen.

Bei seinem liebenswürdigen, zugänglichen und höchst noblen Wesen konnte es nicht fehlen, daß er bald einen ganzen Kreis von Bekannten besaß, so daß er für alle seine Vergnügungen Theilnehmer fand. Am meisten hatte er sich jedoch zwei jungen Männern angeschlossen, obwohl er von diesen gerade recht verschieden war; die Gegenätze schienen sich anzuziehen.

Ohne Einschränkung konnte man dies freilich nur von dem einen, Walter Nagel, sagen, welcher dem jungen Amerikaner so gleich mit großer Herzlichkeit entgegengekommen war, anders verhielt es sich mit dem zweiten, dem Lieutenant Dantmar von Wilde.

Bei letzterem tritt gegen d'e Sympathie, welche Roland ihm einflößte, ein Gefühl der Eifersucht, das er empfunden, seitdem er diesen zum ersten Male neben Adelheid Nagel gesehen und er seinem Wohlgefallen an dem schönen Mädchen einen so unverhohlenen Ausdruck gegeben hatte. Der junge Offizier kämpfte diese Empfindung als seiner und der Geliebten unwürdig nieder, er hielt es für unrecht und ungerzig, das Entgegenkommen des Amerikaners schroff abzuweisen und es hatte sich zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältnis hergestellt, das aber nur von Roland rein genossen ward, während es für Wilde einen bitteren Reizgeschmack hatte. Es war ihm seit jenem Empfangsabend im Nagel'schen Hause noch nicht gelungen, Adelheid wiederzusehen, und es gab ihm einen Stich in das Herz, wenn Roland, der

Inzwischen ein paar Mal in der Nagel'schen Villa gewesen, harmlos davon plauderte.

Er ließ sich jedoch mit keiner Miene merken, was er empfand, seine Liebe zu Adelheid war sein kostbares, wohlbehütetes Geheimniß, bis zu dem Tage, wo er sie der Welt als seine verlobte Braut vorstellen durfte, sollte niemand davon erfahren. Auch Walter ahnte nichts davon. Wilde und er trafen nur selten zusammen. Sie waren beide für den Amerikaner die Vertreter zweier verschiedener Welten, die am ausgeprägtesten nur in Deutschland zu finden sind: Der Gelehrte und der von Enthusiasmus für seinen Beruf mit edlem Stolz auf seine Zukunft erfüllte Offizier.

Hätte Roland am Morgen in Walthers Begleitung die Sammlungen in einem Museum angesehen oder sich von ihm zu einer Vorlesung in der Universität führen lassen, so fuhr er am Nachmittag mit Dantmar nach Dopppegarten, brachte den Abend mit ihm im Kreise seiner Kameraden zu und beobachtete da mit Bewunderung und sich immer steigender Hochachtung, wie der Lieutenant seine ganze Lebenshaltung den ihm bescheiden zugemessenen Mitteln anzupassen und allen an ihn heran tretenden Versuchen zu widerstehen vermochte.

„Ich hätte dem prächtigen Kerl heute so gern meine Börse zur Verfügung gestellt,“ sagte sich Roland zumeilen, wenn er den lustigen Kreis verlassen hatte, „aber ich glaube, ich fände eher den Muth, den Baphi aufzufordern, er solle evangelisch werden. Nur die leiseste Andeutung würde es für immer zwischen uns verderben. Er ist in allem was seine persönlichen Angelegenheiten anbetrifft, so zugehörig, und doch merkt man, daß ihn ein Kummer drückt. Aber ich werde es doch ergründen, und es mag nun werden wie es will, weiß ich es erst, dann helfe ich ihm. Mag er mich meinetwegen hinterher auf Säbel oder Pistolen fordern.“

Unter einem ähnlichen Selbstgespräch kehrte er eines Abends aus dem Cafe royale zurück, wo eine vortreffliche Champagner-

bonle getrunken worden war und Wilde sich ganz abseits von dem nachher arrangirten Spielchen gehalten hatte. Unter mehreren Zueinandersetzungen, die Roland auf seinem Tische liegend fand, fiel ihm zuerst ein Brief auf, welcher den Stempel der Nagel'schen Firma trug. Er war eigenhändig von dem Bankier geschrieben und ersuchte ihn in sehr höflichen Ausdrücken, sich am nächsten Tage Morgens um zehn Uhr zu einer wichtigen Unterredung in dessen Komptoir in der Jägerstraße einzufinden zu wollen.

„Er fordert mich auf, mich mit ihm zu besprechen, er kommt mir zuvor!“ rief Roland, nachdem er den Brief gelesen. „Er hat mich also erkannt, das Armohflein, das ihn bei meinem ersten Anblick anwandelte, war eine Folge des Schrecks, als der Todbeglaubte so plötzlich in verjüngter Gestalt vor ihm stand. Meine Winke und Andeutungen sind von ihm wohl verstanden worden.“

„Desjo besser. Je länger ich zögerte, desto schwerer wurde es mir, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Ich hätte nicht erst die Familie kennen lernen, sondern geradeswegs mit meiner Forderung zu ihm gehen sollen.“

„Und wenn er sie nicht erfüllen kann? Man spricht allerlei. Ah, bah, er ist ein sehr reicher Mann, ich werde auf meinen Schein bestehen können.“

„Und auch wollen?“ fragte er sich nach einer Pause. „Es ist wohl doch gut, daß ich zuerst in die Villa Nagel gekommen bin und erst später in das Komptoir in der Jägerstraße.“

„Was aber der Mann für ein Frühlingsfever sein muß,“ fuhr er mit einem lustigen Augenzwinkern fort. „Am zehn Uhr am Morgen bestellt er einen Menichen zu sich, der mit Offizieren von der Garde am Abend im Cafe royale getrunken hat! Da werde ich mit verdoppelter Schnelligkeit schlafen müssen, um nur einen Theil des mir nöthigen Quantums zu bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fasnacht!

Von Willy Doenges (Leipzig).

Die Faschingszeit, die närrichste des Jahres, geht mit dem eigentlichen Faschnachtstage nun wieder zu Ende. Von allen Seiten sang es und Klang es auf uns ein, so süß-berauschend und gebieterisch, daß auch wir die Kniee beugten vor der Großmacht, deren Szepter Prinz Carneval schwang, und mit einstimmigen in die allgemeine Ausgelassenheit . . .

Ja, noch immer ist der Fasching eine Großmacht, ob auch die Zeiten sich gewendet haben, ob auch bei der rastlosen Jagd nach dem Glücke unserer heutigen Welt der Sinn für harmlose Fröhlichkeit und heitere Lust mehr und mehr verloren geht. Da hin sind die Tage, da sich Groß und Klein, Hoch und Niedrig dem harmlosen Genuße der Faschingsstunden hingab, da der Handwerksmann seine Arbeit liegen ließ, da der Kaufmann seinen Laden schloß, und hinauseilte auf Markt und Straße, wo eine bunte, schellenbesetzte und maskirte Menge lachend und scherzend durcheinander mochte. Damals war Prinz Carneval der unumschränkte Gebieter des Tages, vor dem selbst Fürsten und Könige ihre Häupter beugen mußten; er führte mit souveräner Macht sein Szepter und wirkte mit seinem Frohsinn ansteckend auf die übrigen Menschen. Unsere schnellebige Zeit verlor allmählich die lustigen Bräuche, und heute beschränkt sich die Feier der Faschnacht meist auf Abhaltung von Maskeraden und Narrenballen. Nur in einigen katholischen Städten am Rhein wird die Faschingszeit noch mit dem alten Pompe gefeiert, so vor allen in Köln und Mainz. Namentlich der Carneval der ersteren Stadt war früher und ist noch heute weit und breit berühmt, nicht sowohl wegen seiner Großartigkeit, als wegen der allgemeinen Theilnahme aller Volksstichten an den Belustigungen der Schalksnarren. Nahm doch früher selbst die Kölner Geistesfreiheit theil an den Narrenspößen des Volkes; Rutte und Schleiter wurden am Faschingsstage ab- und dafür glänzende Festkostüme angeleant, der Tag selbst aber mit Schmausereien und Narreteien verbracht. *Tempi passati!*

Die Sitte, die Faschnacht durch Gelage, Nebouten und Maskeraden zu begehen, ist eine sehr alte und wurde schon im Mittelalter geübt. Sie entstand aus dem Bedürfnisse des Volkes, sich für die ihr folgende vierzigstägige Ostersfasten- und Enthaltungszelt (Quadragesima) durch Wohlleben und rauschende Vergnügungen schadlos zu halten, und wurde ursprünglich durch Auf-führung burlesker Volksstücke gefeiert, für die eine Reihe unserer namhaftesten mittelalterlichen Dichter, so z. B. Hans Sachs,

Hans Foh, Jacob Myrer, Burkard Waldis u. a. m. die Verse schrieben. Diese selbst erinnern stark an die bei den Freudenfesten der Saturnalien im alten Rom aufgeführten Spiele und Schauspiele, und wie bei diesen die Dardieller von den Gastgebern festlich bewirthet wurden, so speiste und tränkte man auch die handelnden Personen bei den mittelalterlichen Faschnachtspielen, in denen natürlich der Hanswurst mit Kappe und Britsche die hervorragende Rolle spielte.

Er war es auch, der die erst harmlosen und nur der heiteren Lust dienenden Faschingsfeste mit der Zeit zu wissen, sinnlosen Schwelgereien und unflätigen Trinkgelagen herabwürdigte. Heute ist die Figur des Hanswurstes oder wie man ihn auch nennt, des Harlekins verpönt und aus dem gesellschaftlichen Leben des Faschings verbannt, denn zu Nebouten und Maskenvergnügungen wird er nicht mehr zugelassen. Wenigstens nicht mehr bei uns in den größeren Städten, wo er, von überlustigen, zu tollen Streichen aufgelegten Leuten dargeleitet, leicht die Vergnüglichkeit einer ganzen Gesellschaft mit seinen rohen Späßen stören kann.

Auders ist es freilich im ländlichen Leben, wo der Lustigmacher noch immer die Hauptrolle zu Faschnachten spielt. So z. B. in süddeutschen Dörfern, wo er in bunte, schreiende Farben gekleidet, mit einem Fuchschwanz auf dem Rücken, Gold- und Silberbüscheln auf dem Kopfe und vielen hundert klingenden Schellen am Körper durch die Straßen läuft, allerlei Muthwilligkeiten und Streiche ausführt, die Kinder prügelt, die jungen Mädchen — natürlich nur die hübschen — küßt und umarmt u. s. w. In Tirol fertigt man aus Stroh einen Mann, kleidet ihn an, behängt ihn mit Gold- und Silberfitter und trägt ihn auf einer Chaise durchs Dorf. Vor jedem Hause hält der Zug, und einer der Träger richtet an den Strohmann die Bitte, etwas zu erzählen, worauf ein anderer, der Sprecher für den Strohmann, unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden Dorfneugierigen zum Besten giebt und den jungen Dirnen Neckereien zuruft. In der Schweiz erscheint der Hanswurst zu Pferde, reich gekleidet und mit Gold und Silber überladen. Er wird von den Besten am Eingange des Dorfes feierlich bewillkommen, mit Speise und Trank bewirthet und dann zum Dorfpfaze geführt, wo er alsbald eine Rolle aus seiner Briefstache hervorzieht und in gebundener Rede eine Ansprache an die Umstehenden hält. Dann beginnen die sogenannten „Koffen“, die Uffereien und schalkhaften Anspielungen, von denen keiner der Anwesenden im Dorfe verschont bleibt. Je unwichtiger diese Neckereien und Späße sind, desto besser hat der „Narrenbusch“ seine tolle Mission erfüllt.

Die großartigsten und schönsten deutschen Faschingsfeste jedoch findet man, wie männiglich bekannt, in Köln und in Mainz. Schon lange Wochen vorher beginnen hier die Vorbereitungen für die festliche Zeit; närrische Versammlungen werden abgehalten, die theils den Beratungen über das Arrangement der in Aussicht genommenen Festslichkeiten, theils der Geselligkeit gewidmet sind. Der Zusammenkunftsort heißt die „Narrenaal“; er bildet das Reich des Prinzen Carneval und ist aufs Glänzendste geschmückt mit Negorien und Emblemen, die diese lustige Zeit im Jahre verberlichen, sowie mit bunten Fahnen und Draperien in den Narrenfarben. Die Unterthanen des Prinzen Carneval tragen Narrenkappen, die mit goldenen und silbernen Schellen behangen sind; wissprudelnde Reden wechseln ab mit närrischen Gesängen und den Verkündigungen närrischer Neuigkeiten aus dem Familienleben einzelner Gesellschaftsmitglieder. Sind die Frauen der Mitglieder mit geladen, so müssen sie in den vier Narrenfarben erscheinen: Grün, Roth, Blau und Gelb. Am Faschnachtsmontag beginnt dann der eigentliche Carneval, der nun drei Tage hindurch ununterbrochen die ganze Stadt in Aufruhr hält. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein durchziehen Maskirte und Vermummte die Straßen, die Mitglieder der Narrengesellschaften ergötzen sich an den Schmausereien und Hällen, die ihnen der jeweilig regierende Prinz spendet, und die älteren Leute an dem Anblick des bunten Lebens und Treibens in den Straßen.

Ein stark besuchter Maskenball bildet in diesen Städten den Abschluß der heiteren Zeit, während man in anderen Gegenden den Schluß der Faschingsfreuden durch einen besonderen Brauch begeht: man begräbt den Fasching. Zu diesem Zwecke wird die Gestalt eines aus Stroh verfertigten und in alte Kleider gehüllten Mannes auf eine Tragbahre gelegt und durch die Straßen getragen, um den „Faschingsmann“ schließlich im Wasser zu versenken oder im Schnee zu begraben. Wenig bedeutendwerth mag die Rolle des „Faschingsnarren“ gewesen sein, der in früherer Zeit in einigen Gegenden des Harzes aus der Würdenschaft des Dorfes gewählt und mit einem Sturzbad beglückt wurde. Im Harzau trug man früher eine Strohpyramide vor das Thor und verbrannte sie dort, während man in einigen Ortshäusern des Kantons Schwyz noch heute am Tage vor Nöcherntwoch einen Strohmann an einer hochauferstehenden Stange befestigt und verbrannt, die verfohlten Ueberreste aber und damit die Faschnacht begräbt.

Wir erblicken darin den Rest eines altheidnischen Frühlingstrauchs, bei dem der Winter sterben mußte, um dem einziehenden Venz den Platz zu räumen.

Den Namen „Fetter Dienstag“, den man ihr beigelegt, verdient die Faschnacht in der That. Gar manchem hinterläßt sie zur Erinnerung einen gehörigen Magenkatarrh zurück, der seine Ursache in den übermäßig genossenen Pfannkuchen und Faschnachtsbrotzeln hat. Die ersteren sind in Sachsen das liebende Faschnachtsgericht, während die letzteren vornehmlich in östlichen Gegenden verpfeift werden. In Bayern bäckt man Faschingskrapfen und in Thüringen die sogenannten Hornaffen, während man in Schwaben „Faschnachtsöhrl“ oder „Faschnädel“ und an Rhein „Herdenwecken“ schmauft.

Neben diesen Faschnachtsgebäcken ist die Bratwurst die eigentliche plat du jour. Im Harz singen die Gesellen, die von ihren Meistern am Faschnachtsabend die üblichen Bratwürste in feierlichem Zuge einholen:

Unser vorigen Alten
Haben's so gehalten,
Haben's uns verboten,
Eine Bratwurst zur Faschnacht zu holen.

In der Schweiz nennt man den Faschnachtsabend wohl auch den „schmözigen“ (Schmöz = Fett) oder feisten. Diese Bezeichnung hat er natürlich gleichfalls von den an ihm üblichen Schmausereien. Ueberall ist man Schweinefleisch und Erbsen und zum Kaffe Schmalküchlechen. Die jungen Burschen durchziehen schmausend die Dorfgassen, um ihre Gluht und Ehrthätigkeit öffentlich gehörig zu beweisen, und eine besondere Ehre legt man darin, seinen Nachbarn das Fleisch aus dem Hauche zu stibigen. Nach dem Mittagessen werden die Kinder, die man als „Heumütterl“ maskirt hat, in den Wald hinaus, gefandt, in den sie hinein „zähnen“, d. h. gegen den sie die Junge aus dem Munde stecken müssen. Je besser sie dies können, desto reicher wird die Buchenkerneerte und desto erfolgreicher somit die Schweinemast, getreu dem Sprüchlein:

Man muß mit fettem Mund
In den Wald gehen;
Dann werden die Buchenüsse rund
Und dicht bei einander liegen.

Ueberhaupt knüpft sich an die Faschnacht manch abergläubischer Brauch. So z. B. soll man, um nie Mangel an Gelde zu haben, an diesen Tagen recht viel Hirsebrei essen. In der Gegend von Witten, wo Faschnachtsdienstag der „Zimperstag“ heißt, veranstalten Knechte und Mägde Umzüge und sammeln unter Aufträgen von alterthümlichen Sprüchen Gaben ein. Anderswo herrscht wieder die seltsame Sitte, daß die Knechte die Mägde am Faschnachtsdienstag und diese jene am Tage vorher — Verzeihung! — in die Zehen beißen und sich dann gegenseitig bewirthen. Oder man schneidet aus den Zweigen der Stiechpalme Stöcke und schlägt damit Mädchen und Frauen, indem man die Worte singt:

Kuß, Kuß, Kaschnabend,
Wenn Du gerne geben wilt,
Solt Du lannen Fleß (Flachs) hebbin!

Bei diesen Worten erheben die Burschen die Hände so hoch, als der Flachs werden soll, und zum Lohne für diesen guten Wunsch werden sie mit Wein und Kuchen traktirt. In der Gegend von Hagen in Westfalen durfte früher am Donnerstage vor Faschnacht nicht gesponnen, im Felze nicht genäht werden, weil sonst die Hühner keine Eier mehr legten. Dieser letzte Donnerstag vor Faschnacht heißt in schwäbischen Orten der „pumpige“, weil man an diesen Tage pumpte, d. h. tanzte, der ihm folgende Freitag der „schmözige“, weil man an ihm schmözte d. h. fett lebte; auch den „brömigen“ nannte man ihn, weil es Brauch war, sich gegenseitig mit Auf zu „brömer“ d. h. zu schwärzen.

In der Schweiz leuchten zu Faschnacht noch häufig die „Faschnafer“ auf, der Rest eines altheidnischen Brauches, der von unseren Vorfahren bei der Feier des Frühlingfesles geübt wurde: er galt dem um diese Zeiten die Saiten segnenden Gotte Wotan, dem Vater der altdeutschen Götter.

(Nachdruck verboten.)

Ein Maskenscherz.

Von E. Smart (Hamburg).

„Also abgemacht!“ rief Alfred Dittweg seinem Freunde Erwin Mac Bay zu, indem er den Klubdiener heranzittte: „bringen Sie das Wetteubuch bitte.“ — Und er schrieb hinein: „Am Altherrntwoch wird Erwin Mac Bay nach der Behauptung von mir, Alfred Dittweg, sich mit Fräulein M. V. verlobt haben; sollte dieses freudige Ereigniß nicht eintreten, wie der Gegnerteilende meint, so zahle ich eine Strafe in Höhe von Einhundert Mark an die Kamentasse des Klubs und gebe ein Selbstritztück von mindestens zehn Gedekten im Klub.“

gez. Alfred Dittweg,
Erwin Mac Bay.

Dieses Wetteubuch, ein Eigentum von Alfred, das gewöhnlich zu jedermanns beliebiger Einsicht auf seinem besonderen Platz zu liegen pflegte, wurde diesmal von Erwin Mac Bay in die Wettekasse verpackt.

„Aus Vorsicht,“ meinte er, „dem wenn Du auch nur in Initialen geschrieben hast, so würde doch der halbe Klub wissen, daß Du Meta Bellissen gemeint hast, und das könnte sie ins Gerude bringen.“ — „Willst Du einen Wetteckeln von mir?“

„Wozu?“ sagte Alfred. „Bei mir ist immer was Schriftliches nöthig, weil ich sonst bei meinen hundert laufenden Wetten schließlich eine heftige Verwirrung anrichten könnte. Denke mal bloß, wenn ich zum Wetteckel in meiner Vergeßlichkeit denken könnte, ich sei es, der sich mit Meta Bellissen verloben soll — das wäre ja gar nicht abzuleben!“

Erwin betrachtete seinen Freund ruhig durch den Rauch seiner Cigarette; sein gewohnen lüftiger Ton täuschte ihn nicht, er kannte Alfred und sein inneres Wesen zu gut. Er wußte, daß Alfred die schlanke Amerikanerin leidenschaftlich unvorbeurtheilt hatte, wußte, daß er eine Satzung hindurch ihr bevorzugter Cavalier gewesen und dann durch irgend welches Geständniß bei ihr in Ungnade gefallen war. Dann hatte sich Erwin an die Schöne herangemacht und versucht, ihr kühles Herz zu erwärmen, — aber Erwin wußte nur zu gut, wie gänzlich erfolglos seine Liebesmühe gewesen, wenn auch Alfred das Gegentheil glaubte. Diese Wette war auch wieder nur ein Ausfluß von Alfreds selbstquälerischer Spottlust gewesen. — Erwin machte sich keine kühlen Pläne, während er das nervöse, interessante Gesicht seines Freundes so genau betrachtete: er war Maler und sah die Quellen inneren Leidens in dessen Augen; viel zu feinfühlig, um darauf hin Bemerkungen zu machen, beschloß er bei sich, der Vorhebung ein wenig ins Werk zu setzen; sein eigenes solides Herz war nicht in Gefahr, deshalb zu brechen.

Meta Bellissen fragte ihre amerikanische Mama und ihren dänischen Papa nicht erst um Erlaubniß, als sie zum Faschnachtsball beim amerikanischen Konsul zusagte. Sie war überhaupt nicht gewohnt, wegen irgend etwas um Erlaubniß zu fragen und spielte mit souveräner Grazie die Rolle der Herrscherin im Hause weiter, wie sie es von

Kindheit auf gethan. Ma war von vornherein mit jeder Laune ihrer vergötterten Tochter einverstanden, und Pa — hm, Pa rechnete nicht mit; er war völlig ohne Belang und genos nur das Vorrecht, den Damen des Hauses ihre reichlichen Nadelgelber von Zeit zu Zeit erhöhen zu dürfen. Uebrigens war er zufrieden, wenn man ihn in Ruhe lieh und seine verschiedenen Vogelstuben, wo er die wichtigsten Kassenverbesserungsversuche machte, respektierte.

„Was zieh' ich nur an?“ dachte Meta, nachdem sie ihre Zusage zu dem Mastenball gegeben hatte. Was in aller Welt war denn noch originell? Sie mußte darauf bedacht sein, diesem Herrn Erwin Mac Bay zu entgehen, denn der „Jüngling“, wie sie ihn zu nennen pflegte, machte neuerdings Ernst. Da sie zufällig wußte, daß er als Mohr kommen werde, konnte die Sache ja nicht zu schwer fallen.

Sinnend sah sie in dem tiefen Lutherstuhl, der ihr Lieblingsplatz war. Sie legte das runde Kinn in die Hand und starrte geistesabwesend mit ihren schmalen, schönen braunen Augen das Teppichmuster an. Was sollte sie wählen? Ein Bogenkostüm? Das war doch ein bißchen zu keck! Oder als indische Fürstin? Nein, da würde sie jeder erkennen. Wie wär's mit einer recht häßlichen, grotesken Maske? So als Fisch z. B. zu kommen mit einem großen Karpsenkopf?

Ihr Nachdenken wurde durch den Diener unterbrochen, der ihr einen Brief brachte. Sie öffnete ihn verwundert, — die Handschrift kannte sie nicht; und richtig — er war ja auch anonym. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb überflügelt sie gespannt den Inhalt:

„Miß Bellisen wird darauf aufmerksam gemacht, daß auf dem bevorstehenden Fastnachtsball der Herr, den sie liebt, sich mit einer anderen Dame verloben wird, wenn sie es nicht zu verhindern weiß. Herr A. D. ist durch Miß Bellisens Härte zur Verzweiflung getrieben und stürzt vielleicht in sein Unglück.“

„Mag er stürzen!“ rief erzürnt Meta aus, indem sie aufsprang. Ihre erste Regung war die der Empörung, weil irgend jemand ihr innerstes Herz erkannt hatte. Ja! Sie liebte diesen Diktweg, sie wußte es ja seit dem vorigen Winter. Und vielleicht hätte sie nicht auch die Väterzungen hören sollen, die ihr erzählt hatten, er sei ein doppelzüngiger Don Juan, der ihr und zugleich einer anderen seine werbenden Suidigungen darbringe. Oh, diese Lydia Mac Bay, wie sie die hatte! Diese große, dürr, grauäugige Person, die noch so ganz den schottischen Typus ihres Großvaters personifizierte! Und jetzt, — sollte jetzt Alfred sich wirklich mit der verloben wollen? Himmel, nein, das durfte nicht sein! Hatte sich doch Meta nur von Erwin die Kur machen lassen, weil sie wußte, daß dessen Schwester, die lange Lydia, sich darüber ärgerte; Lydia ärgerte sich ja immer, wenn ein anderes Mädchen Bewunderer hatte, — ob es nur richtig war, was der Anonymus schrieb? — Ob Alfred dennoch sie, Meta, heimlich liebte?

Stürmisch pochte ihr Herz, während sie in ihrem Klauerflüßchen auf- und abschrift; ihr Zorn war verfliegen, sie war jetzt ganz Mädchen, ganz voll von dem Gedanken, wie sie Alfred „retten“ könne.

„Ich hab's!“ rief sie. „Ich gehe als Negerin, da wird mich kein Mensch erkennen, und ich kann ihn warnen, ohne daß er etwas von meinen wahren Gefühlen für ihn erfährt. Uebrigens, — wenn er eine kleine, ganz entfernte Ahnung von ihnen bekäme, — wär's ja auch kein Unglück.“

Meta erröthete, als sie dies gedacht hatte, ärgerte sich ein wenig über sich selbst, nannte sich „foolish“ und sentimental und blieb dennoch bei ihrem Plane.

Am Fastnachtsabend war eine glänzende Menschenmenge in den Räumen des amerikanischen Konsulats versammelt.

Da waren Perser und alte Germanen, Küchenjungen und Bettelmönche, Meermuscheln in riesigen Pappgehäusen und wandelnde Flaschen, Kerzen und Tintenfass. Es waren fünf Kameruner und Kamerunerinnen vertreten, die sich durch schwärzere Hautfarbe und reichlichere Bekleidung von ihren echten Landesgenossen unterscheiden, es waren eine Anzahl lebende Blumen, Käfer und Schmetterlinge vorhanden, und schließlich gab es sogar drei voluminöse Wickelfinder, die in Kinderswagen umhergeführt wurden und mit Bassstimme nach der Flöte schrieen.

Meta war hocherfreut, so viele farbige Landsleute zu finden, nun konnte sie viel beruhigter ihren Beobachter- und Warnerposten ausfüllen. Aber zunächst galt es, mit Sicherheit den verzweifenden Alfred herauszufinden. Dort die große Spreewälderin mit den blonden Zöpfen, das war unbedingt Lydia — da würde wohl der Freier nicht weit sein.

Meta stich um die Spreewälderin herum, wie ein Jäger um sein Wild. Gott, was hatte die Person sich unförmig aufswattiert! Einen Rücken wie ein Grenadier und die Arme (die natürlich dünn waren) wohlweislich in lange grobe Leinenärmel gesteckt! Durch die Maske sah aber Meta die wohlbekannten, grauen Augen blitzen — ä, — war ihr das Mädchen unheimlich!

Ein großer Mohr, der sie von Anfang an verfolgt hatte, machte ihr zu schaffen; sie entschloß sich kurz, ihn mit Grobheit los zu werden.

„Guter Landsmann,“ sagte sie zu ihm, „ich bin heut hier, um mich mal mit anderen als meinesgleichen zu vergnügen; mach, daß Du zu den Weißgeichtern kommst, — ich mag Dich nicht.“

„Schöne Wilde,“ schmeichelte der Mohr, — „immer noch so grausam? Bist Du es noch nicht müde, Verzen zu brechen?“

„Wenn ich Dein Herz brechen sollte, hätte ich keine schwere Arbeit. Du scheinst ja sehr leicht Feuer zu fangen.“

„Und dennoch habe ich erst ein einziges Mal wirklich gebrannt — und zwar für Dich.“

Meta sah unwillig den dreisten Sprecher an; so war also doch richtig dieser Erwin Mac Bay der erste, der sie erkannte! Sie zweifelte keinen Augenblick, ihn vor sich zu haben.

„Sie sind langweilig, Herr Mac Bay,“ sagte sie kalt und wandte sich ab. Aber ein allbekanntes, lange nicht gehörtes Lachen ließ sie innehalten.

„Neißgeschossen, schöne Wilde!“ tief der Mohr. „Der Freier, den Du meinst, der bin ich nicht. Dein Getreuer wird sicherlich eine schönere Maske zu wählen wissen, wenn er heut Sieger werden will.“

Bewirrt stand Meta einen Augenblick still. War das wirklich Alfred, oder war's ein anderer? Und was meinte er mit dem „Sieger“?

Gleich darauf sah sie, wie die Spreewälderin vertraulich ihren Arm in den des Mohren schob und mit ihm davontanzelte.

„Atrocious!“ sagte Meta, indem sie die ungeheißt schwenkenden Röcke der großen Bäuerin im Gewühl verschwinden sah. Wo zum Kukud mochte aber Erwin nur stecken? Sie sah nirgends eine ihm ähnliche Gestalt. Die Viertelstunden verrannen, und immer wieder sah Meta den Mohren mit Lydia auftauchen. Das Herz that ihr weh, denn was sie jetzt empfand, das war bitterste — Eifersucht. — Unentschlossen wandelte sie durch die Räume und blieb vor einer Nische stehen, in der ein lebensgroßer chinesischer Pagode nickte. Vor der Nische stand ein Kakebett, und hier setzte sie sich hin, um nachzudenken.

„Ach!“ stöhnte sie laut auf. Aber wie entsezt fuhr sie zusammen, als jetzt in ihrer nächsten Nähe etne Stimme sagte:

„Warum seufzt die Tochter des schwarzen Welttheils?“

Der Pagode hatte gesprochen. Und bei näherem Hinsehen entdeckte Meta denn auch, daß ein junger Herr die hier täuschende Maske des Chinesen angenommen hat. Mit gutem Humor ging sie auf den Scherz ein.

„Großer Chinesengott,“ sagte sie, „kannst Du mir behilflich sein, die abhüchliche Spreewälderin dort auf eine Viertelstunde von dem Mohren zu trennen?“

Flugs sprang der Chineser von seiner Nische herunter, und ohne ein Wort zu verlieren, ging er geradewegs auf das Paar im Nebenzimmer.

Er schien die Spreewälderin zu kennen, denn nachdem er ihr ein Wort in's Ohr geflüstert hatte, ließ sie sich willig von ihm in den Tanzsaal führen.

Meta faßte sich ein Herz und trat auf den Mohren zu.

„Du liebst diese Bäuerin?“ sprach sie mit einem gewissen hochmüthigen Tone.

„Seit langen Jahren — ja!“ sprach der Schwarze aufrichtig.

Meta bekam einen eisigen Schreck; so hatte der Briefschreiber sie nur genannt? Alfred dachte vielleicht gar nicht mehr an sie?

„Du — Du — Du sagtest mir aber doch vor — vorhin“ — — stotterte sie.

Alfred faßte mit einem schnellen Griff ihre beiden Hände.

„Ich habe die Wahrheit gesagt, Miß Bellisen! Ich habe wirklich erst ein einziges Mal wahrhaftig geliebt — und zwar Sie! Ach, warum liebten Sie mich im vergangenen Winter so im Stich!?“

Meta war in einer scheuen Verwirrung wie das erste beste deutsche Gretchen.

„Man — man hat mir erzählt, daß Sie sich um Lydia Mac Bay bemühen . . .“

„Und Sie glaubten das?“ rief Alfred vorwurfsvoll: „Wissen Sie denn nicht, daß Lydia meinen Vetter Hans heirathet?“

„Lydia? — Unmöglich! Sie war doch heut den ganzen Abend bei Ihnen!“

Jetzt brach Alfred in ein herabstosendes Gelächter aus. Im Sturmschritt zog er Meta in das stille Nebenzimmer, wo es halbdunkel war, riß die Maske vom Gesicht und küßte kurzer Hand seiner Grobarten Kinn und mit einiger Mühe auch den Mund.

Und ohne in der Erregung an seine komische Maske zu denken, eilte er dann mit Meta in den Tanzsaal. Dort schwang sich der Chineser mit der Spreewälderin im schwebenden Walzer.

„Erwin!“ rief Alfred mit Stentorstimme, als das Paar vorbeikam.

Da löste sich die hochachtmende Spreewälderin aus dem Arm ihres Tänzers — in dem Meta jetzt deutlich einen von Alfreds Clubfreunden erkannte — kam mit langen Schritten heran und nahm die Maske vom Gesicht:

„Herr Mac Bay!“ rief Meta in höchstem Ersäunen. Erwin — denn er war die Spreewälderin's Arme — verbeugte sich nach Herrenart tief, was einen überwältigenden Eindruck machte.

„Wenn mich nicht alles täuscht,“ sagte er, „so haben wir hier ein glückliches Brautpaar vor uns — — Alfred, — hundert Mark in die Clubkasse, und das Frühstück — Du weißt doch! — Miß Bellisen, Sie gestatten?“

Er führte das Paar mitten in den Saal, und während die Musik schwieg, verkündete er mit Posamentenstimme:

„Die geehrten Anwesenden werden hierdurch benachrichtigt, daß Herr Kalafaua Dittweg und Miß Washawi Bellisen — beide aus Aethiopien — sich verlobt haben!“

Und unter donnerndem Gelächter begann die Gratulationskur vor dem glückseligen, wenn auch schwarzen Brautpaar.

